

PROF. DR. DIETRICH
GRÖNEMEYER

WELTMEDIZIN

Auf dem Weg zu
einer ganzheitlichen
Heilkunst

S. FISCHER



können, wenn wir uns menschlich auf den Patienten einlassen, ihm mehr als Subjekt denn als Objekt der Behandlung begegnen, ihn individuell wahrnehmen. Es gibt keine »Krankheiten«, sondern nur »kranke Menschen«, wie es Georg Groddeck, der Wegbereiter der Psychosomatik, einmal auf den Punkt gebracht hat. Und jeder kranke Mensch ist einzigartig. Nur darin sind wir alle gleich: Jeder stellt eine individuelle Persönlichkeit dar, die Anspruch auf persönliche Zuwendung erheben darf. Viele »Geheimnisse« der Weltmedizin lassen sich, wie wir noch sehen werden, zuvörderst auf das empathische Verhältnis der Heiler zu ihren Patienten zurückführen.

***Psychosomatik** Dass Körper und Seele untrennbar miteinander verbunden sind, dass also psychische Einflüsse auf körperliche Vorgänge einwirken – und umgekehrt –, ist eine Grundüberzeugung sowohl der antiken wie auch der traditionellen chinesischen und indischen Medizin sowie anderer ganzheitlicher Heilkunden, etwa in Afrika, Australien, Nord- und Südamerika. Insofern ist die von Johann Heinroth (1773–1843) und Georg Groddeck (1866–1934) begründete Psychosomatik, als einer Krankheitslehre, die psychische und soziale Ursachen von Erkrankungen diagnostisch und therapeutisch einbezieht, gewissermaßen eine eigenständig entstandene weltmedizinische Disziplin.*

Beinahe kaltherzig mutet dagegen das gesundheitspolitische Credo unserer Tage an. Ihm zufolge gilt: Gesund ist, wer funktioniert, ohne dass die Maschinerie ins Stottern gerät. Ein geradezu mechanisches Gesundheitsverständnis, Ausdruck menschlicher Verarmung auf höchstem technischem Niveau. Derart banal wurde »Gesundheit« nicht zu allen Zeiten definiert. Die Bedeutung des Begriffs wandelte sich im Laufe der Geschichte. In der Antike wurde er zunächst anthropologisch, also zugleich geistes- und naturwissenschaftlich verstanden. Es ging um die Harmonie des Lebens mit dem Kosmos, während es in der chinesischen Medizin die Balance zwischen Yin und Yang ist, die im Zentrum des Gesundheitsbegriffes steht. Davon wird später ausführlicher zu handeln sein. Fürs erste soll der Hinweis darauf

genügen ebenso wie der Verweis auf das christliche Mittelalter, in dem als »gesund« galt, wer über die Stärke verfügte, Leid zu ertragen. Im antiken und im chinesischen sowie im christlichen Verständnis des Wortes spielte die seelische Komponente eine wesentliche Rolle.

Individualisierte Medizin

Die psychische und soziale Situation und ihr Einfluss auf die Gesundheit der Menschen – und damit das kulturgeschichtlich ursprüngliche Verhältnis von Krankheit und Gesundheit – klingt auch in der Definition der WHO, der Weltgesundheitsorganisation, zwischen den Zeilen an. »Gesundheit«, heißt es da, sei »der Zustand des völligen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur das Freisein von Krankheit und Gebrechen«. Mit anderen Worten, auch der Behinderte kann ein »gesundes« Leben führen. Ihm dieses zu ermöglichen ist nicht allein eine medizinische Aufgabe, sondern zugleich eine gesellschaftliche, eine seelsorgerische nicht zuletzt. Auch der Glaube, woran immer, kann heilen. Wahre Wunder tun die tröstend verständnisvollen Worte einer Mutter, eines Arztes oder eines geistlichen Beistands, indem sie Selbstheilungskräfte wecken, die uns allen innewohnen. Und sei es nur für den Augenblick der Hoffnung. Ohne diese einführende Zuwendung bleibt für mich jede ärztliche Behandlung Stückwerk. So dringend, bisweilen lebensrettend die medikamentöse Verordnung oder der operative Eingriff sein mögen, ob eine Therapie anschlägt, ob die OP erfolgreich verläuft, hängt – ich wiederhole mich – allemal von individuellen Faktoren ab. Insofern ist die Medizin eben gerade keine absolute Wissenschaft, unanfechtbar, weil allein naturgesetzlich begründet.

Wie der Professor am Universitätsklinikum so hat der kräuterkundige Indianer Recht, wenn es ihm mit zelebriertem Zauber gelingt, einen Verletzten zu heilen. Was die Kraft der Suggestion und das überlieferte Wissen um die heilende Wirkung aller möglichen Pflanzen, bekannter und unbekannter, vermag, habe ich auf meinen Reisen vielfach erfahren. Manches war dabei so verwunderlich, dass ich nur ungläubig staunen konnte. Anderes erinnerte mich unverhofft an die eigene Kindheit.

Bei dem leisesten Anflug von Fieber legte meine Mutter uns Kinder

ins Bett, ließ uns schwitzen und erst wieder aufstehen, nachdem wir drei Tage fieberfrei waren. Ehe der Arzt gerufen wurde, versuchte sie dem Übel mit den berühmten Hausmitteln zu begegnen, besser noch vorzubeugen. Behandelt wurde nach dem Prinzip, das ich später zur Richtschnur meiner ärztlichen Tätigkeit machte: vom Leichten zum Schweren. Bevor man zu den fiebersenkenden Tabletten in der Hausapotheke, einem weißen Wandschrank mit rotem Kreuz auf der Tür, griff, gab es kalte Wadenwickel, die alle zwanzig Minuten gewechselt wurden. Dazu händisch ausgepresste Gemüsesäfte. Wenn ich daran denke, habe ich heute noch den strengen Geschmack einer Trinktinktur gegen den Husten aus Zwiebelsud und Kandis auf der Zunge, zum Schütteln. Zwar führte die unerbittlich verordnete Kur nicht immer zum erhofften Erfolg, beschwerde- und schmerzlindernd war sie allemal. Die Rezepte des Arztes taten dann von Fall zu Fall das ihre, nötig waren sie nicht immer. Öfter war es allein mit der naturheilkundigen Therapie getan. Zu manchem davon hab ich meinen Patienten nachher in der ärztlichen Praxis selbst geraten. Die Wadenwickel sind bei akutem Fieber ein geradezu phantastisches Hausmittel. Nur wer weiß das noch?

Der aus dem Schlamm kam, Carl Abraham von Hunnius

Dass solche einfachen Verfahren, der Grundstock aller Weltmedizin, bei uns nicht nur angewendet wurden, sondern zum Teil von einem meiner Vorfahren entdeckt worden waren, habe ich erst später erfahren. Irgendwann, als ich selbst längst praktizierte, erzählte mir meine Mutter, ihrerseits Krankenschwester, von Carl Abraham Hunnius: dem ärztlichen Stammvater der Familie, könnte man sagen. Ausgang des 18. Jahrhunderts als Sohn eines deutschen Kaufmannsgeschlechts in Reval, dem heutigen Tallinn, geboren, hatte er sich 1815 an der medizinischen Fakultät im estnischen Dorpat, das jetzt Tartu heißt, eingeschrieben. Nach dem Studium wirkte er unter anderem in einem Invalidenkommando, bevor es ihm gelang, sich als Landarzt zu etablieren. Die Betreuung vermögender Patienten gehörte nicht von Anfang an zu seinen täglichen Aufgaben. Öfter musste er mit Pferd und Wagen an der Küste unterwegs sein, um die ärmeren Fischer und deren Angehörige zu behandeln.

Ein Glücksfall, wie sich bald zeigen sollte. Bei seinen Hausbesuchen war ihm nämlich aufgefallen, dass die Männer, wenn sie an den wärmeren Tagen vor ihren Katen saßen, die Beine gern in einen Trog voller Schlamm steckten. Einer, von dem Hunnius wusste, dass er an Ischias litt, erzählte ihm, wie gut ihm das tue, wie es helfe, seine Schmerzen zu lindern. Bei dem Arzt weckte diese Beobachtung die Neugier des Forschers. Durch und durch wissenschaftlich interessiert, unternahm er erste Versuche bei der Behandlung rückenleidender Soldaten in der heimischen Garnison. Dabei stellte sich schnell heraus, dass die Schlammtherapie gleich bei mehreren Krankheiten mit überraschend guten Ergebnissen verlief, ob es nun um Rheumatismus, chronische und nachoperative Nervenleiden oder Hautprobleme ging. Aus der ärztlichen Praxis hatte sich die Entdeckung einer neuen Behandlungsmethode ergeben.

Fortan, bis zum Ende seines Lebens arbeitete Carl Abraham Hunnius